

Die tägliche Angst

Schulkinder, die Polizeischutz brauchen

»Wir wünschen euch, dass ihr friedlich spielen könnt.«

Selbst gemaltes Plakat von Berliner Grundschülern für den Kindergarten der orthodox-jüdischen Chabad-Gemeinde in Berlin-Wilmersdorf, nachdem unbekannte Täter in der Nacht zum 25. Februar 2007 die Fassade mit Hakenkreuzen und Hetzparolen wie »Scheiß Juden« und »Weg hier« beschmiert, eine Rauchbombe in das Gebäude geworfen und Spielzeug mit SS-Runen beschmiert und zerstört hatten

Die Schleuse öffnet sich

Die Kinder hüpfen auf und ab, zupfen an ihren Sitzgurten, es ist der erste Morgen nach den Herbstferien. In einem weißen Minibus sitzen Eliyah, Klasse 3a, Hannah, Eva und Amelie, Klasse 2a, und die viereinhalbjährige Marit, die noch in die Vorschule geht und in ihrem Rucksack nur die Brotbox hat. Der Bus musste bereits einmal außerplanmäßig halten, Toilettenpause, auf dieser Fahrt, die manchmal von Eltern begleitet werden darf. Aber jetzt ist es so weit, Endhaltestelle: Heinz-Galinski-Schule.

An der jüdischen Grundschule in Berlin-Charlottenburg waren die Ferien besonders lang diesmal. Erst fiel das jüdische Neujahrsfest Rosch ha-Schana in die Woche mit dem Tag der Deutschen Einheit, da blieb die Schule zu. Dann kamen zwei

Wochen staatliche Herbstferien. Dann noch mal zwei jüdische Feiertage, Schemini Azeret und Simchat Tora, da werfen Eltern in der Synagoge Bonbons, die Kinder sammeln sie auf. Jetzt endlich soll der Alltag wieder beginnen. Das normale Leben. Wenn jemand das so nennen möchte.

Der Minibus, in dem die Kinder hinter getönten Scheiben sitzen, hält vor einem Gebäude, das von einem Zaun umstellt ist. Metallstangen, Metallspitzen, Videokameras. Ein erstes Tor öffnet sich, der Bus fährt hinein, das Tor schließt sich, dann kommen Sicherheitsleute mit Walkie-Talkies.

Es ist November 2019, vier Wochen zuvor hat ein Rechtsradikaler versucht, in eine Synagoge in Halle einzudringen, er wollte die Betenden mit selbst gebauten Waffen töten. Er kam wie aus dem Nichts, sagen die Sicherheitsbehörden, und weil dies keine sehr beruhigende Erklärung ist, sehen die Kinder durch die Scheiben ihres Busses an diesem diesigen Morgen auch einen Polizisten, der ihre Schule bewacht.

Der Bus fährt weiter, die Schleuse öffnet sich nach innen auf den Hof der Schule. Die Wachleute, junge Männer in Jeans und Kapuzenjacken, geben Handzeichen. Auch die Lehrer kommen gerade zur Arbeit, aber durch einen anderen Eingang, an dem hinter einer dicken Glasscheibe ein junger Israeli sitzt und jedem von ihnen zuwinkt. Ein Metalldetektor fiept.

Normales Leben: So sieht das aus an einer Grundschule, die sich von anderen nur dadurch unterscheidet, dass die Kinder im Herbst Chanukkaleuchter aus Knetmasse basteln statt Adventskerzen. Dass sie an jüdischen Feiertagen freihaben und dafür mehr Nachmittagsunterricht absitzen müssen. Normaler Alltag, das heißt, dass sie das Verhalten bei einem Terrorangriff auf die Schule üben, und zwar schon bevor sie das Abc beherrschen. Es gibt dafür Probealarme, mehrmals im Jahr. Die größte Herausforderung dabei ist: Die Kinder dürfen keinen Mucks von sich geben.

In Frankreich ist in der Stadt Toulouse im Jahr 2012 ein

Attentäter in eine jüdische Schule eingedrungen. Er erschoss vier Menschen, sie waren dreißig, acht, sechs und drei Jahre alt. In Belgien befahl die Polizei allen jüdischen Schulen zu schließen, nachdem ein Attentäter im jüdischen Museum um sich geschossen hatte. Auch in Paris, wo ein Islamist 2015 in einem koscheren Supermarkt vier Menschen erschoss, waren eigentlich jüdische Schulkinder das Ziel gewesen, wie sich später herausgestellt hat. Allein die Sicherheitsvorkehrungen hatten den Mann in letzter Minute abgeschreckt.

Hinter dem hohen Zaun in Berlin-Charlottenburg wuchert ein riesiger verwilderter Garten, und es gibt eine Rutsche, die so hoch ist, dass die Kinder erst ab der dritten Klasse drauf dürfen. In der Mitte des Schulgeländes steht eine verwickelte kleine Bastelwerkstatt, Tonfiguren trocknen auf der Fensterbank. Wie eine Mutter aus Frankfurt am Main sagt, die früher selbst auf die jüdische Grundschule dort gegangen ist: Es gibt eine Geborgenheit.

Als Annabelle G. ihre Tochter zum ersten Mal in die jüdische Schule in Frankfurt brachte und das Surren der Sicherheitsschleuse hörte, habe das ein vertrautes Gefühl in ihr ausgelöst. Dieses Geräusch. Dieser Raum mit den Videobildschirmen. »Den kannte ich noch.« Die netten jungen Israelis, die aufpassen: »Die Kinder lieben die.«

Die Frage ist, was für ein Land eigentlich da draußen liegt, auf der anderen Seite des Schulzauns. Ein Land, in dem es Wachleute braucht, damit Kinder im Musikunterricht ein paar Schabbat-Evergreens singen können. Die zweifache Mutter Annabelle G. zündet sich vor einem Café eine Zigarette an. Es ist einer der letzten milden Tage in Berlin. Sie ist gerade zu Besuch aus Frankfurt. Sie bittet, ihren Nachnamen nicht zu erwähnen.

Wir kennen uns seit dem Studium. Sich zu verstecken ist eigentlich überhaupt nicht ihre Art. »Sind mir zu abgefuckte Zeiten einfach«, sagt sie. Im Radio lief gerade eine Sendung

darüber, dass in rechtsradikalen Kreisen Listen mit den Namen von Juden kursieren, gekennzeichnet mit einem Stern.

»Diese No-go-Area-Scheiße«

Annabelle G. schickt ihre Tochter gern auf die jüdische Schule. Die Lehrerin sei toll, ihre Kinder knüpften Freundschaften zu Kindern, mit deren Eltern Annabelle G. selbst seit ihrer Kindheit befreundet ist. Und die Kinder lernten ihre jüdische Identität als etwas Positives kennen, ohne sich als Außenseiter zu fühlen. Das sei wertvoll. »Aber nach Jom Kippur«, nach dem Anschlag auf die Synagoge in Halle, »hab ich mir gesagt, ich kann sie nicht mehr hinbringen.«

Sie hat mit ihrem Mann darüber gesprochen. Am Ende waren sie sich einig: Man kann der Gefahr nicht entgehen. Man muss mit ihr umgehen. Und man muss auch einsehen, dass es den Kindern nicht verborgen bleiben wird. Natürlich kann man versuchen, ihnen etwas vorzumachen. So wie morgens, wenn der Bus auf dem Schulgelände in Berlin ankommt und die Sicherheitsleute eine lange Stange unter den Bus schieben, an dessen Ende ein Spiegel befestigt ist. Wie in einer militärischen Sperrzone. Das sei doch nur, »damit man sieht, dass das Auto nicht kaputt ist«, hat eine Siebenjährige neulich zu Hause erzählt. So habe ihr das jedenfalls der Busfahrer erklärt.

Die Kinder bekommen natürlich trotzdem eine Menge mit, auch bei all den Worten der Solidarität nach der Attacke in Halle. Sie hören »Anschlag« und »bewaffnet«, sie spüren die Angst. Und dann geschieht es wie in Frankfurt am Main, wo an der jüdischen Grundschule die Lehrerin der ersten Klasse am ersten Schultag nach der Attacke in Halle im Sitzkreis fragt, was in den Ferien so passiert sei. Zwei Kinder erzählen vom Anschlag. »Sehr detailliert«, wie die Lehrerin sagt. Durch

die moderne Fassade der Grundschule geht ein dramatischer, riesiger Riss, eine Idee des Architekten.

Die Lehrerin unterbrach die Kinder. Sie versuchte, das Gespräch umzulenken auf das Thema jüdische Religion und andere Religionen und erklärte den Kindern, »dass wir alle das Recht haben, so zu sein, wie wir sind, mit blonden oder braunen Haaren«. Aufwühlende Minuten seien das gewesen, schreibt die Lehrerin in einer E-Mail. Dann sei es weitergegangen mit dem Gespräch über die »schönen Erlebnisse der Kinder in den Herbstferien«. Die meisten Kinder seien ein bisschen verwirrt zurückgeblieben. Sie hätten später aber nicht mehr danach gefragt.

Jüdisches Leben in Deutschland, das ist auch die Frage: Wie erkläre ich's den Kindern? Wie beschütze ich sie vor schlimmen Wahrheiten? Darf man das überhaupt: die Kinder abschirmen? Und: Schafft man das, sie abzuschirmen?

»Ein böser Mann hat versucht, etwas Böses zu machen, aber zum Glück ist er nicht in die Synagoge reingekommen«, hat die Lehrerin in Frankfurt den Erstklässlern gesagt. Von der zweiten Klasse an aufwärts hatten die Lehrer sogar die Anweisung, den Anschlag von sich aus zu thematisieren. Um den Kindern zu zeigen, dass sie bei Angst jederzeit Hilfe erhalten könnten. Die Lehrer haben die Kinder auch aufgefordert, vorsichtig zu sein.

Annabelle G. ärgert sich darüber. »Wozu sagt man Kindern, sie sollen aufpassen?« Ihre Tochter ist erst sechs, »sie soll aufpassen, dass sie rechtzeitig auf die Toilette geht oder dass sie an ihre Hausaufgaben denkt. Mehr nicht. Man kann nicht vor Terroranschlägen aufpassen. Was soll man da aufpassen? ›Meiden Sie große Plätze‹? Das ist diese No-go-Area-Scheiße«, sagt sie, das solle man nicht schon kleinen Kindern vermitteln. »Es ist nicht die Aufgabe von Fünf- und Sechsjährigen, wachsam zu sein. Das ist unsere Aufgabe als Eltern.«

Sie holt ihr Handy heraus. In der WhatsApp-Gruppe der

Eltern in Frankfurt wurde diskutiert. Es gab Protest. Annabelle G. liest vor. Die Elternvertreter schrieben der Lehrerin: Man sei »teilweise geschockt, dass mit den Kindern überhaupt über das Thema gesprochen wurde«. Die Eltern hätten »teilweise versucht, die Ereignisse von den Kindern fernzuhalten«, um sie zu beschützen.

Es sei schon schwierig genug. Die Kinder würden früh genug Angst bekommen in ihrem Leben. Wenn man ihnen jetzt Dinge erzähle, die ihnen Angst machen: Ist es nicht genau das, was die Täter wollen?

Jüdische Lieder im Supermarkt

Auch in der Oranienburger Straße in Berlin stehen in den Wochen nach dem Anschlag in Halle vier Mann vor der Neuen Synagoge Wache. Keine netten älteren Herren mehr wie vorher. Sondern junge Männer mit Maschinenpistolen. Es ist fast erleichternd, wenn man mit den Kindern an ihnen vorbei ist. Die Schleuse öffnet sich, die Schleuse schließt sich mit hydraulischem Zischen. Die Welt bleibt draußen.

Die Neue Synagoge hat eine historische Fassade und eine goldverzierte Kuppel. Ein Postkartenmotiv. Der historische Bau dahinter aber ist ausgebombt und entkernt, drinnen sieht es teils eher aus wie in einer alten Gesamtschule. Enger Fahrstuhl, Glastüren, Linoleumboden.

Zwei Tage nach dem Anschlag in Halle hat die Rabbinerin der Neuen Synagoge, Gesa Ederberg, eine E-Mail an ihre Gemeindemitglieder verschickt. Sie erinnerte daran, wie es nach dem Anschlag auf die Synagoge in Pittsburgh mit elf Toten im Oktober 2018 war. Damals kamen in den USA viele Nichtjuden in den Gottesdienst, unter dem Motto »Show up for Shabbat«.

Ein solcher »Ansturm« der »nichtjüdischen Unterstützer*innen« sei nicht das Richtige, so die Rabbinerin. »Es ist